

gedreht sein. Sie hießen dann *Longgrine'* und galten als spezieller Leckerbissen aus *Langgrün* (jetzt *Bystrice* im Umkreis von Karlsbad). Im Gegensatz zu andern Krapfen waren sie durch ihre Länglichkeit und Eindrehung knusprig, dagegen aber nicht gefüllt. Unsereiner hatte also die Wahl zwischen dem knusprigen „Langgrüner“ oder den durch die Marillenmarmelade bestechenden „Normkrapfen“.

*

Das Lieblingsrezept meiner Egerländer Mutter waren die *Schdrapátssi-gnedl* (oder auf egerländisch *-gníala*), deren Herstellung dadurch eine „Strapaz“ war, daß die geriebenen und ausgepreßten *Eadebfe* unter einem großen *Lavúá* zu schwefeln waren, damit sie sich nicht grünlich verfärbten, bevor sie im Kochtopf landeten. Wir bringen keine richtigen *Schdrapátssi-gnedl* mehr zusammen – meine Mutter hat das Geheimnis mit ins Grab genommen. Anders war es bei den *Grin-gétzen* ‚grüne Götzen‘ (ich vermute aber einen tschechischen Ursprung des Wortes [?]), heute noch eines meiner Lieblingsgerichte, bei denen die gleichfalls geriebenen und ausgepreßten *Eadebfe*, wohlgewürzt, einfach im Rohr in dünner Schicht knusprig gebacken werden.

Mit Skepsis sah meine Mutter unsere Neigung zu den Produkten der Firma „Maggi“. Die flüssige Würze, die sie als *únxunz Glumbat* („ungesundes Gelump“) bezeichnete und die mein Vater und ich gerne verwendeten, mußte immer auf dem Tisch

stehen. Darüber hinaus lockten mich die *Mági-viá'fön* („Maggiwürfeln“), die ich gerne lutschte wie andere ein Zuckerl, und in Zuckerlpapier auf meinen alternativen Christbaum (siehe S. 62) hängte. Im übrigen glaubten wir damals, daß die Maggiwürze aus dem Liebstöckel, dem „Maggi-kraut“ (*Levisticum officinale*), zubereitet werde, was ja, wie heute allgemein bekannt, nicht der Fall ist.⁵⁴

Eine besondere Spezialität unserer Familie war, so weit ich das in Erfahrung bringen konnte, die Herstellung von *Schdingadn Käs* („Stinkendem Käse“). Dazu verwendete man eher mageren Topfen (Quark), den man gut mit wenig Salz und viel Kümmel würzte. Dann kam er in ein Einsiedelglas, das man mit „Pergament-Papier“ und einem „Gummiringel“ verschloß und irgendwohin stellte. Nach etwa einer Woche hatte der Topfen eine ganz feine, rein weiße Schimmelschicht angesetzt – zuviel Salz hätte die Schimmelbildung verhindert. Man rührte nun den Topfen gut durch und nach einigen Tagen, war er *schdingad* geworden, und dabei sehr wohlschmeckend, den Quargeln, die wir auch gerne hatten, im Geschmack überlegen.

Dabei aber konnte allerlei schiefgehen: Wurde der Schimmel gelblich, grünlich oder gar grau, so war der Topfen verunreinigt und nicht von den richtigen Bakterien besiedelt, dann mußte man ihn wegwerfen. Hob man den *Schdingadn Käs* zu lange auf, so wurde er immer flüssiger und endete in einem ungenießbaren *Gätsch* („Brei“), der stark

nach Ammoniak stank. Verschoß man das Glas nicht immer dicht, so wurde der Inhalt ekelhaft madig. Versucht man diesen *Käs* heute mit dem geläufigen Topfen herzustellen, so gelingt es nicht, weil er offensichtlich nicht mehr so naturbelassen wie früher ist.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß nur wir diesen wunderbaren *Schdingadn Käs* kannten. Sowohl meine Egerländer Mutter wie auch mein Wiener Vater waren mit ihm vertraut gewesen. Die Mutter formte noch aus etwas feuchtem Topfen kleine fingerdicke Stangerln, die sie scheiterhaufenartig aufeinanderlegte und während der Gärung von Zeit zu Zeit mit etwas Bier befeuchtete. Wichtig war immer der Kümmelzusatz, oft kam auch etwas Pfeffer oder Paprika dazu. Diese aufwendigere Herstellung hat sich in der Familie nicht durchgesetzt. Das Ganze befand sich in einem gebauchten blau-weißen Steinguttopf, den wir noch heute in der Küche verwenden.

Natürlich fabrizierten wir auch Liptauer, an dem ich besonders die *Kapperln* ‚Kapern‘ liebte, von denen ich im Geheimen oft eine Handvoll naschte. An deren Stelle empfahlen die Naturfibeln der Nazizeit, die Knospen der (giftigen!) Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*) oder gar unreife, grüne Holunderbeeren in Essig einzulegen, was wir auch gelegentlich taten. Das war allerdings kein Ersatz.

Bei diesen „Hollerkapern“ fallen mir sofort die Wildkräuter ein, auf die wir damals erpicht waren und es heute noch sind, besonders im Frühjahr,

etwa ab März: Allen voran der *Gnöfuschbinöd* (‚Knofelspinat‘ bzw. ‚Bärlauch‘ *Allium ursinum*), der im Wienerwald reichlich wächst, ferner die Brennessel und die Feigwurz (auch ‚Scharbockskraut‘; *Ranunculus ficaria*). Die Letztere läßt sich auch sehr gut wie Portulak (*Portulaca oleracea*) als Salat anrichten. Dabei sind aber die Blätter des Löwenzahns – vor allem die jüngeren – unentbehrlich. Zur besonderen Würze dienen dann noch die jungen Blätter der Schafgarbe (*Katzenschwanzln*) und die des Kleinen Wiesenknopfs (*Sanguisorba minor*) mit seinem gurkenartigen Aroma, der auch „Pimpinelle“ heißt, während wir unter *Bibernel* oder *Pimpernel* die Kleine Bibernel (*Pimpinella saxifraga*)⁵⁵ verstehen, die sich wunderbar für Kräutersüppchen eignet. Dort hinein gehören noch die Blätter vom Wiesenkerbel (*Anthriscus sylvestris*), die Rübchen des leider recht seltenen Knolligen Kälberkropfs (*Chaerophyllum bulbosum*), die Wurzelrinde des sehr häufigen Pastinaks (*Pastinaca pratensis*) und der Wilden Möhre mit ihrer schwarzen „Mohrenblüte“ inmitten der Dolde. Auch andere Kräuter wie den wienerisch *Sau-Rämpfa* genannten Sauer-Ampfer (*Rumex acetosa*) verwenden wir bis heute gern. Freilich thronen über allen Spinatkräutern der *Knofelspinat* und die Brennessel, so wie Löwenzahn und Feigwurz über den Wildsalaten.⁵⁶

Auf dem Naschmarkt waren anfangs gelegentlich Orangen, Mandarinen, Khakis und Artischocken zu haben. Und das alles im Krieg, wahrscheinlich

im Rahmen des Hitler-Mussolini-Pakts von 1939! Bananen und Ananas gab es bezeichnenderweise nicht. Meine erste Banane verspeiste ich 1948 in Salzburg (der amerikanischen Besatzungszone), die Ananas lernten wir durch Dosen kennen (S. 159). Übrigens mußte man nicht unbedingt auf den Naschmarkt gehen. Wohlfeiles Obst führten zu Kriegsbeginn auch die *Bracka*, wie die kleinen mit einem Wagen herumziehenden Obst- und Gemüsehändler hießen, und natürlich der *Greissla*, der Herr Fink.

Jedoch mit fortschreitendem Krieg verschwanden diese Köstlichkeiten zusehends, bis dann das Gemüse und Obst amtlicherseits zugeteilt wurde. Dabei waren eigene Bezugsausweise wichtig. Wenn es etwa *Gúgaruts* („Mais“) gab, so erhielt man für eine Marke gerade einen Kolben. Auch am Naschmarkt gab es immer weniger Auswahl. In langen Schlangen stellten sich die Frauen um Orangen an und waren enttäuscht, wenn es dann nur noch *Zvifü* und *Baradeiser* („Tomaten“) gab. Gerade letztere waren bei uns problematisch, weil sie mein Vater, jedenfalls in gekochter Form, verabscheute. Gab es *Baradeis-Sös*, so hing der Hausseggen nicht völlig vertikal.

Das Hausierertum blühte in einer heute schwer vorstellbaren Weise; besonders war ich den Scheren- und Messerschleifern (angeblich lauter *Katzelmacher* „Italiener“) und den *Lawéndlweibern*, die mit ihrem *Gsangl* den Hof unseres Hauses erfüllten, zugetan. Ein *Grawátl*- oder *Wesndaschldenóa*

„Krawatten- oder Westentaschentenor“ schmetterte sogar „*La donna è mobile*“, das ich längst als „Oh, wie so trügerisch...“, gesungen von Alfred Piccaver, durch meine opernfreudige Mutter kannte. Ganz geläufig waren auch *Fetzentandler* und Männer, die *oide Bána und Gnochn* (wahrscheinlich zur Leimherstellung) sammelten und der für mich sehr anziehende *Gfrúa'nemá* („Gefror'nes-Mann“), wie die mit einem *Wagerl* herumziehenden Speiseeisverkäufer hießen.

*

Mein Spielzeug, das man ja auch im Film sieht, bestand zunächst neben den üblichen Klappern, aus einer Spieldose, die aufzuziehen war, aus einem Brummkreisel und beim ersten Geburtstag aus einer Ente, die an einem langen Band hing und, wenn man sie drückte, quakte. Im April 1946 fand sich dasselbe gute Stück, das ich offenbar schonam behandelt hatte, wieder auf dem Geburtstagstisch meines Brüderleins. Ferner spielte ich mit einem Holzhündchen auf Rädern, Zelluloid-Enten für das Bad, etwas Blechspielzeug, darunter einen Flieger, der sich immer wieder überschlug. Im Sommer 1940 erhielt ich noch ein Windrad mit Flügeln aus Zeluloid und eine *Wigwog*, wie ich die kleine, sehr schlichte Ziehharmonika nannte, und einfache Holzbausteine. Ich hatte später den Matador-Baukasten (siehe S. 94f.), sonst aber keinen großen „Systembaukasten“, der etwa dem alten „Anker-Steinbaukasten“ oder dem heutigen „Lego“ ähnelt.

Schon mein zweiter Geburtstag sah mich als kleinen Schaffner: Ich hatte eine Schaffnermütze auf, eine Schaffnertasche umhängen und zwickte mit meiner Schaffnerzange, die von mir „verkauften“ Fahrscheine. Es sah alles ziemlich echt aus – die Fahrscheine waren richtig gedruckt! Mit zwei Jahren hatte ich den kastenförmigen tiefen Kinderwagen verlassen und wurde nun in einem leichten Sportwagerl durch die Welt geschoben. Besonders schön war es, wenn der Weg in den Prater führte. Von der *Mutti* behütet, machte ich meine erste Fahrt auf dem Ringelspiel, während sie selbst, wie im Film zu sehen, in einem der überdimensionalen *Botschämperln* (von frz. *pots de chambre* ‚Nachtöpfe‘) des Kettenkarussells Platz nahm, um darin durch die Luft zu fliegen.

Mit zwei Jahren wurden mir das erste Mal die Haare, die noch nicht lockig, sondern eher glatt waren, geschnitten. Das geschah durch Hans Samitsch, einen Freund oder weitschichtig Verwandten, der mit seinem Gespons öfters auch in Kalksburg erschien, wo sich immer die engere und weitere Familie traf. Als ich mit Omo das oben (siehe S. 28) erwähnte Friseurspiel trieb, imitierte ich eigentlich den Onkel Hans. Mir die Haare zu schneiden, war nicht einfach, weil ich keine Sekunde stillhielt. Erst als mir meine Mutter eine Flachzange zum Spielen gab, hielt ich den Kopf ruhig. Seitdem war die Flachzange, die ich nur noch einmal in der Badewanne – wo sonst? – verwendete, verloren und nie mehr aufzufinden,

was ich nicht selten – halb im Ernst – zu hören bekam: „Ja, wenn wir jetzt die Flachzange hätten, die der *Bumsen* verschmissen (bzw. *vazât*)⁵⁷ hat...“ Aber auch Flachzangen sind ersetzbar.

Zu meinem dritten Geburtstag bekam ich eine einfache, kleine aus Holz zusammengeleimte Eisenbahn, die, während ich diesen Text schreibe, in einer Glasvitrine hinter mir, von keiner Kinderhand gebraucht, dahindämmert, dazu eine ungewöhnliche Sparbüchse – sie machte ein eigenartiges Geräusch wie eine Registrierkassa, wenn man etwas einwarf –, weiter ein kleines aus Holzklötzchen bestehendes Dorf, ein Spieltelefon und ein einfaches Tutehorn – später zu meinem fünften Geburtstag auch ein Spielzeug-Xylophon.

Als ich vier war, erfreute mich eine Feder-Pistole, die einen Pfeil mit Gummisaugnapf verschoß, ein kleines Rennauto zum Aufziehen, eine (von meinem Vater vererbte) Eisenbahn der Spurweite 0 (32 mm), samt kleinem Tunnel und Bahnhof, sowie erstaunlicherweise eine Puppe, die man aus- und umkleiden konnte. Ich gewann sie sehr lieb und nannte sie *Evi*, nach einer drei Jahre älteren Cousine (siehe Anm. 3), die mich beeindruckte, indem sie mich einmal ohne viel Federlesens zu sich in das *Betterl* nahm. Meine Mutter schneiderte der Puppe Evi allerlei Kleider, ich ließ sie mitessen und brachte sie zu Bett. Die *Evi* sollte dann eine steile Karriere in dem noch zu erwähnenden Marionettentheater erleben (siehe S. 143ff.). Ich hatte keinen Teddybären und

auch keinen *Khaschperl* oder *Bojádza* („Bajazzo“), wie man sagte.

Wie alle Kinder versetzten mich auch Spiele in Freude, zu denen man kein Spielzeug braucht. So etwa das schon erwähnte Friseurspiel (siehe S. 28); das Ins-Büro-Gehen (siehe S. 36); das Pfeifenrauchen, bei dem ich ein Lärchenhölzchen mit daraufsitzendem *Bockal*, *Dschurtschal* oder *Kuspen* („Lärchenzapfen“), wie meine Mutter gesagt hätte, in den Mund nahm (Abb. 29); das „Löwenzahnausblasen“, bei dem die Pappus-Haare nur so wegflogen; das Tierenachahmen („wie macht’s denn das *Haserl*...?“); das Busserlspiel, bei dem ich mit einer schraubenden Handbewegung an der rechten Wange, den Busserl-Mund „auf- oder zusperre“, wie es beim Dreijährigen im Film zu sehen ist.

Im Winter 1941/42 hatte ich das erste (Nicht-)Erlebnis mit dem andern Geschlecht. Bei uns im Haus wohnte eine Familie P.* mit einer noch nicht dreijährigen Tochter, wieder namens Mirli, Moni oder ähnlich. Ich fragte das Mädchen, ob es nicht mit mir „Doktor-Spielen“ wolle. Wir waren im Hof und es lag schon Schnee. Dort stand ein Brunnen mit einem gußeisernen Becken in Form eines halben Eies, mit einem Gitter darüber. Nun zog ich der Kleinen das Höschen aus, wobei mir der „kleine Unterschied“ nicht auffiel, und legte sie über das Gitter auf den nackten Bauch. Ich hatte eine Gießkanne mit eiskaltem Wasser und einen Suppenlöffel aus unserer Küche. Nun

drückte ich die kleinen Backen auseinander und schöpfte mit dem Löffel kaltes Wasser in die Spalte. Weil das aber nicht wie ein Klistier war, versuchte ich, ihr das Wasser aus der kleinen Gießkanne direkt in den Popo einzuflößen. Als sie ein paar Mal weinerlich „*Muatta koit! Muatta koit!*“ geklagt hatte, kam zufällig meine Mutter dazu und befreite meine Patientin. Es gab sicher ein Donnerwetter, was mich als Doktor vermutlich nicht weiter irritierte – es gibt ja immer renitente Patientenanwälte.

Zwischen drei und fünf Jahren war ich selbst oft beim Arzt, vor allem beim Hals-Nasen-Ohren-Arzt Ernst Urbantschitsch (1877–1948), dem Sohn des berühmten Arztes Viktor Urbantschitsch, der das „Urbantschitsch’sche Phänomen“ entdeckt hatte, das mich später beim Psychologiestudium beschäftigen sollte. Ich hatte nämlich oft entzündete Rachenmandeln (die nach der Exzision sogar nachwachsen, was angeblich sehr selten vorkommt), Nasenpolypen und oft Mittelohrentzündung, bei der das Trommelfell perforiert werden mußte, damit der Eiter austreten konnte. Im Film sieht man mich auf dem Hutschpferd oder in einem vierrädrigen Wägelchen sitzen, das man mit einem Handgriff in ein hohes Kinderstühlchen mit Eßplatte umbauen konnte. In gewissen Zeitabständen kommt die Mutti, um mir ein warmes Säckchen mit Kamillenblüten unter den Ohrenverband zu schieben. Da der erste Mann meiner Tante Friedl Onkel Stefan an

Mittelohrentzündung verstorben war, herrschte bei uns, was die Otitis media acuta anging, eine gewisse Hysterie.

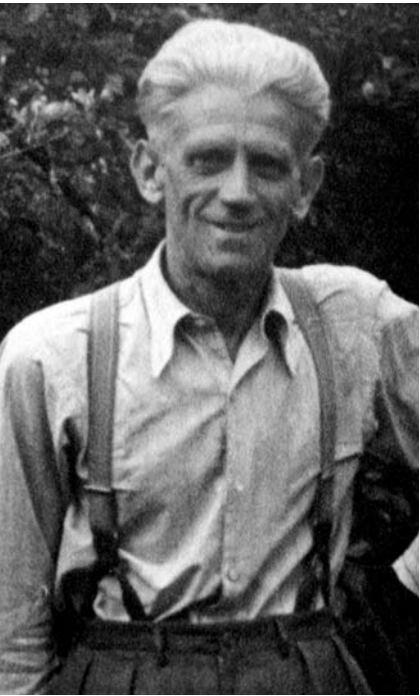
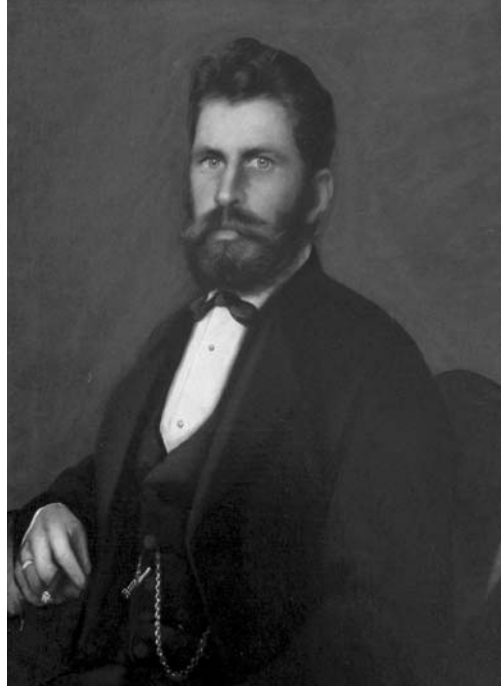
Nach einer der Behandlungen im Spital fragte mich, der ich etwa vier war, eine junge Schwester, was ich denn einmal werden wolle. Sie erwartete wohl, daß ich heroisch-strahlend „Hitlerjunge, um dann STUKA-Pilot zu werden“ antworten würde und schien sehr enttäuscht, als ich *Korbinál* erwiderte, was ‚Kardinal‘ heißen sollte, wie meine Mutter übersetzte. Ich hatte nämlich in Hohenau mit den Landmädchen vor den Feldkreuzen gebetet, wobei ich immer ein Hohlkreuz machte und den Bauch hervorreckte – offenbar standen mir fülligere geistliche Herren vor Augen und ich meinte, daß ein *Korbinál* ganz besonders wohlgenährt sein müsse. Als wir vom Spital mit der Straßenbahn heimfuhren und ich einigermaßen jämmerlich wirkte, schenkte mir eine Dame eine kleine Traube weißen Flieders mit der Bemerkung, sie stamme aus dem Garten des „Meisters“. Auf die Frage meiner Mutter eröffnete sie uns, daß die blühende Gabe aus dem Garten des „Meisters“ Franz Lehár stamme, was uns freilich entsprechend beglückte.

Masern hatte ich in St. Kathrein. Sie waren so ausgeprägt, daß der aus Ratten herbeigeholte Arzt rief: „Das sind die schönsten Masern, die ich jemals g’sehen hab’!“ und mich sogar photographierte. Auch meine *Feuchtblattern* konnten sich sehen lassen. Andere Krankheiten kurierten wir mit Haus-

mitteln wie Lindenblütentee und Schwitzen (was ich sehr haßte), mit Wickeln (heiß und kalt) oder „Essigpatscherln“ an den Füßen. Dabei machte es mir Spaß, mich tot zu stellen, wenn meine Mutter nachschauen kam, wie es mir gehe, oder um mir vorzulesen.

Mein Vater war ein geschickter Bastler und so überraschte er mich zu den Festen durch selbst hergestellte Geschenke. Zu meinem fünften Geburtstag baute er mir eine Seilschwebbahn, deren Bergstation am Türstock etwa in Brusthöhe angeschraubt war. Eine große Rolle spielte auch die Spielzeugeisenbahn mit Spurweite 0 (32 mm) und einer prächtigen, schweren und ein wenig altmodischen Lokomotive zum Aufziehen,⁵⁸ in deren Rauchfang man etwas stecken konnte, was Rauch entwickelte, und mit welcher schon mein Vater gespielt hatte. Ich habe sie zu Weihnachten 1942 bekommen. Dazu baute er nun einen großen Tunnel, in dem der Zug gar eine Kurve machte, aus einem in gewöhnlichen Tischlerleim eingeweichten braungrauen Fetzen, der dann über eine Art „Holzskelett“ gelegt und gebirgsartig fest wurde. Mit gekauften kleinen Nadelbäumen – und wohl auch einer kleinen Almhütte – besteckte er die Miniatur des Tunnels.

Es berührt mich heut’ noch, daß er zwei meiner gewöhnlichen Personenwaggonen zu solchen der Badnerbahn (Lokalbahn Wien-Baden) umbaute. Er lackierte sie blau-gelb, setzte einen (funktionslosen) Bügel auf den Zugwaggon, baute ein Federwerk ein,



OBEN LINKS (Abb. 15): Die Urgroßmutter Maria Casses aus Böhmen. •
OBEN RECHTS (Abb. 16): Mein Urgroßvater Josef Casses, Fahrzeugme-
chaniker in Wien. • UNTEN LINKS (Abb. 17): Mein Vater (ca. 1950). •
UNTEN RECHTS (Abb. 18): Maria Birkhan (geb. Casses), meine Groß-
mutter mit meinem noch kindlichen Vater.

Abb. 19: Mutterglück in St. Kathrein.